

In der PERIPHERIE – aus der Peripherie

Reinhart Kößler

PERIPHERIE – wie alles anfang und dann weiterging

Manche Dinge nehmen ihren Ausgang von recht unscheinbaren, zuweilen auch einigermaßen unwahrscheinlichen Anstößen. Dass diese Anstöße dann weitere Folgen zeitigen, hat mit ihnen selbst oft nur bedingt zu tun. Hier soll allerdings nicht von Schmetterlingsflug und Hurrikan die Rede sein, die vielleicht bei solchen Betrachtungen am ehesten assoziiert werden. Vielmehr soll des unscheinbaren, etwas unwahrscheinlichen und in jeder Hinsicht randständigen Anstoßes zu dem gedacht werden, was später dann *PERIPHERIE* wurde. Wir werden zunächst einmal sozusagen in die Szenerie von Kurt Tucholskys „Pyrenäen-Buch“ entführt.

Im August 1976 schien die Zeit in Eaux Bonnes stehen geblieben, etwa seit dem *Second Empire*, oder genauer: Der Badeort in den Pyrenäen machte den Eindruck, seither sei dort wenig passiert und getan worden. Als Tucholsky so 50 Jahre zuvor da gewesen war, fand auch er schon die Promenade Horizontale in „Gutwasser“ „entzwei“ vor, und auch ihm schmeckten die „Pyrenäen-Badeorte nach Vergangenheit“. Ein Stück weiter bergauf passiert man Eaux Chaudes, bei Tucholsky „Heißwasser“ und „noch viel ausgestopfter“, inzwischen allerdings nicht einmal mehr „eine sich mühsam dahinschleppende Sache“, sondern einfach nur zu, kaum mehr als ein verlassener Weiler auf dem Weg zum Col de Pourtalet, dem Pass oben an der spanischen Grenze, wo für eine knappe Woche unser Zelt stand. Als Ambiente, wo zwei unternehmende Menschen – Werner Biermann und ich – nicht nur Publikationsvorhaben und -möglichkeiten für die anstehenden Dissertationen diskutieren, sondern dann noch auf die Idee kommen, man könne doch eine Zeitschrift gründen, die sich mit Fragen der Dritten Welt beschäftigen, aber auch ein eigenständiges Umfeld für alle möglichen Pläne schaffen solle, drängt sich das alles wohl nicht auf – und ehrlich gesagt, ohne den einen oder anderen Schluck Rouge, ist es damals nicht abgegangen.

Die leicht verrückte Idee blieb nach einem unter einigen kleinen Abenteuern beendeten Frankreich-Urlaub auch nach der Rückkehr nach Münster im August 1976 haften – und sie wurde innerhalb weniger Monate verwirklicht: Es kam ein Kreis durchaus prominenter Herausgeber zusammen, und der SOAK-Verlag in Hannover war bereit, das Projekt zu übernehmen. 1977 erschien das erste Heft von *Imperialismus, Abhängigkeit, Befreiung*. Der Herausgeberkreis erwies sich

dann freilich als wenig aktiv und effektiv, doch teilweise als ziemlich anspruchsvoll gegenüber den beiden Redakteuren. Auch der Absatz ließ zu wünschen übrig. Das Projekt musste nach vier Heften eingestellt werden. Insoweit hätte man meinen können, die Episode sei Episode und der Schmetterlingsschlag gleichsam so ephemer geblieben wie er es im Grunde immer ist.

Ein kleiner Kreis von Leuten im Umkreis des Instituts für Soziologie in Münster ließ allerdings nicht locker. Wir brachten in Erfahrung, dass man für solche Vorhaben Zuschüsse bekommen könnte, wenn man ein gemeinnütziger Verein sei. So wurde die Wissenschaftliche Vereinigung für Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik e.V. gegründet, die heute noch die Herausgeberin der *PERIPHERIE* ist. Für eine ganze Weile kam der neue Anlauf über die Schaffung einer recht aufwendigen Infrastruktur mit mehreren Konten, Schließ- und Postfächern, die über das Stadtgebiet Münster verteilt waren, nicht hinaus. Doch wurde diese Zwischenzeit genutzt, um Kontakte mit Leuten hauptsächlich in Westberlin zu knüpfen und zu vertiefen, die für ein anderes Konzept von Redaktionsarbeit stehen konnten, als bei dem fehlgeschlagenen Versuch: Es sollte weniger um (damals) große Namen gehen als um die Bereitschaft zu engagierter und zuverlässiger Kooperation. In der Rückschau kann man dies als den Moment verstehen, wo der kleine, unwahrscheinliche und für sich eher folgenlose Anstoß auf Prozesse und Zusammenhänge traf, die zu weiterreichenden Folgen führen konnten. Es zeigte sich nämlich, dass diese Initiative doch irgendwo „in der Luft“ gelegen hatte und Resonanz bei einer „kritischen Masse“ von Leuten fand, die bereit und in der Lage waren, sehr viel Zeit, Energie und Kreativität und auch einiges an materiellen Ressourcen in das entstehende Projekt zu investieren.

Die Gründungsversammlung fand dann im Februar 1980 in Münster statt, unter Beteiligung einer großen Berliner Delegation. Die „drei Kontinente“ waren durch Leute mit entsprechenden Interessenschwerpunkten vertreten, und auch die Interdisziplinarität war gleich zu Anfang durch den Kreis der Interessierten und sehr bald auch Engagierten garantiert. Die meisten waren in einer Phase ihres Werdegangs, wo deutlich geworden war, dass Wissenschaft und die Auseinandersetzung mit weltweiten Entwicklungen, aber auch mit Problemen globaler Gerechtigkeit und die Neugier auf das „Fremde“ langfristig für sie eine zentrale Rolle spielen würden, ohne dass damit konkrete Perspektiven oder gar eine sichere Karriere verbunden gewesen wären.

In Erinnerung blieb vor allem das Brainstorming über den Titel der Zeitschrift. Weder „Insurgent“ noch „Weißer Elefant“ erwiesen sich letztlich als mehrheitsfähig, und auch das Argument, der Titel müsse „Unterdrückung“ lauten, denn darum gehe es schließlich, war nicht wirklich durchschlagend. Schließlich gab die Nähe einiger, recht bald aus dem Redaktionskreis ausgestiegener Personen zum – längst untergegangenen – Periferia-Verlag den Ausschlag. Der Name be-

hielt aber etwas Vorläufiges, der diskursiven Lage wohl letztlich Angemessenes: Wie beim Wort „Entwicklung“ auch, konnte man zumindest darauf hoffen, dass sich recht viele Leute dabei etwas denken konnten, solange sie nicht etwa Themenfelder aus der Mathematik oder bald mehr noch der Computertechnik assoziierten.

Zuschüsse gab es übrigens dann doch keine, und über die ersten Jahre hinweg lebte das Projekt nicht nur vom Engagement des Redaktionskreises mit Arbeit und Ideen, sondern auch von recht beachtlichen materiellen Aufwendungen derer, die dazu – meist aufgrund ihrer Zeitstellen im akademischen Mittelbau – gerade in der Lage waren. Man kann es wohl verstehen: Die Prognosen Außenstehender für den Plan, quasi aus dem Nichts eine Zeitschrift zu gründen, die auch noch den Spagat zwischen Wissenschaft und einer Solidaritätsbewegung aushalten sollte, die man damals bereits eher im Rückgang sah, waren alles andere als optimistisch. Ein damals wie auch heute noch wichtiger britischer Verleger von Büchern mit linkem Bezug zur „Dritten Welt“ lehnte eine Kooperation mit dem Hinweis auf das Schicksal einer Zeitschrift mit Namen *Issues* ab: „It collapsed after three issues!“ Er wurde bei späteren Treffen auf der Frankfurter Buchmesse dann verschiedentlich unter Hinweis auf die gerade laufende Nummer daran erinnert.

Im Editorial des ersten Heftes wurde programmatisch die Absicht formuliert, in eine Solidaritätsbewegung hinein zu wirken und im Dialog mit ihr zu stehen, die damals in hohem Maß durch die Hoffnungen, oft auch durch die persönlichen Chancen geprägt war, die viele mit „Befreiungsbewegungen an der Macht“ verbanden, auch mit der Perspektive, als Kooperanten in Moçambique oder Nicaragua am Aufbau des Sozialismus mitzuarbeiten oder gar, ihn mit zu planen. Wenn solchem Enthusiasmus ebenso wie den bald sich einstellenden Enttäuschungen das gegenübergestellt wurde, was das Geschäft gerade einer kritischen oder radikalen Sozialwissenschaft ausmacht, so stieß dies nicht immer auf ungeteilte Gegenliebe: Versuche, sich begrifflich und durch Vergleiche über die aktuellen Veränderungen zu verständigen, lagen nicht gerade im Trend, und ebenso wenig galt dies für eine längerfristige Beschäftigung angesichts einer Art von virtuellem Tourismus, für den acht Jahre nach dem Sieg der Befreiungsbewegung Vietnam einfach nicht mehr aktuell war, wie eine Rezensentin über unser Doppelheft zum Thema schrieb.

Insgesamt erwies sich die Gestaltung einer Zeitschrift, die sowohl interdisziplinär als auch auf die Gesamtheit dessen bezogen sein sollte, was – auch damals schon mit leichtem Bauchgrimmen – als „Dritte Welt“ bezeichnet wurde, sich als schwieriges, aber auch spannendes Experiment. Das galt zunächst einmal für das Zusammenführen ganz unterschiedlicher Perspektiven. Gelegentlich schien es aus der Sicht des einen regional bezogenen Diskussionszusammenhangs, „auf dem anderen Kontinent“ sei man gerade dabei, das Rad neu zu erfinden. Wichtiger und kontroverser waren jedoch immer inhaltliche Schwerpunktsetzungen und

auch die Folgen unterschiedlicher Herangehensweisen der einzelnen Disziplinen. Dabei dürfte vermutlich der Gegensatz zwischen „harten“ und „weichen“ Themen eine geringere Rolle gespielt haben, als thematische Anliegen.

An erster Stelle ist hier der Einzug feministischer Theorieansätze und Fragestellungen in die Debatte über „Dritte Welt“ zu nennen. Sie spielten vom ersten Jahrgang – am deutlichsten ab Nr. 3 – kontinuierlich eine wesentliche, wenn auch zuweilen nicht unumstrittene Rolle in Form von Schwerpunktheften, aber auch von Einzelbeiträgen, die belegen, dass dies immer weniger als abgegrenzter Bereich angesehen wurde. Gerade hier zeigen sich auch thematische Um- und Neuorientierungen: Spielte zu Beginn der 1980er Jahre die Debatte um Subsistenzproduktion sowohl im Hinblick auf die Unsichtbarkeit von Hausarbeit als auch auf jene von Arbeiten in informellen und erst recht nicht marktorientierten Bereichen eine zentrale Rolle, so traten allmählich Probleme der Organisation und dann der sozialen Konstruktion und Aushandlung von Geschlechterbeziehungen in den Vordergrund. Neben zentralen Themen wie der Verschuldungskrise und ihren Folgen, der Neuorientierung der westdeutschen Entwicklungspolitik nach der „Wende“ von 1982 oder der Bevölkerungspolitik fällt bei der Durchsicht der ersten zehn Jahrgänge auch die frühzeitige Auseinandersetzung mit Religion, Ethnizität oder der Konstruktion von „Menschenbildern“ auf – auch wenn in einem Projekt, das während der ersten 18 Jahre nicht nur die redaktionelle, sondern auch die verlegerische Verantwortung bei der Redaktionsgruppe konzentrierte, besonders genau registriert wurde, dass innovative, vielleicht aber etwas „ausgeflippte“ Themen nicht den Verkaufserfolg erbrachten wie etwa das Doppelheft zu IWF und Weltbank anlässlich des Auftriebs der Banker der Welt in Berlin 1988.

Insgesamt brachte die immer von intensiven Debatten geprägte Redaktionsarbeit für die Beteiligten immer wieder Horizonterweiterungen, auch durch die Überwindung der durch disziplinäre und regionalspezifische Diskurse bedingten Engführungen. Freilich war dies ebenso wie die Einübung in teilweise recht diffizile Routinen öfter auch Anlass zu Kontroversen, die gelegentlich mit einiger Heftigkeit ausgetragen wurden und auch dazu beigetragen haben, dass Einzelne sich zurückzogen. Auch Streiten will schließlich gelernt sein. Immerhin: Diejenigen, die dabei waren, dürften sich noch immer mit gewisser Wehmut an die Zeit erinnern, als sich die überwiegende Mehrheit der Redaktionsgruppe alle zwei Wochen an Kreuzberger oder Charlottenburger Küchentischen versammelte und so eine Intensität der Diskussion zustande kam, die später nicht mehr möglich war, als es zu einer gelegentlich global zu nennenden Zerstreuung der in der Redaktion Aktiven kam. Kinder und neue berufliche Aufgaben trugen bei vielen derer, die von Anfang an dabei waren oder kurz danach zur Redaktion hinzustießen, dazu bei, dass zeitli-

che Spielräume empfindlich eingeschränkt wurden. Einige mussten ihre Mitarbeit stark reduzieren und finden sich heute im Beirat wieder.

Einschneidende Veränderungen brachten die technologischen Umbrüche der 1980er und 1990er Jahre: Nach den ersten 20 Nummern sagten wir dem zuweilen sehr kommunikativ gestalteten Klebeumbruch ade, und eine große Vereinfachung brachten die Möglichkeiten elektronischer Kommunikation, denen sich die Redaktionsmitglieder mit unterschiedlichem Tempo annäherten. Heute weint wohl niemand mehr den komplexen Diagrammen eine Träne nach, mit denen wir uns bemühten, das Kopieren und die Verteilung eingehender Beiträge innerhalb der auf zehn und mehr Standorte verteilten Redaktion sicherzustellen und wo eigentlich immer etwas schiefging.

Der zehnte Jahrgang der PERIPHERIE fiel recht genau mit den weltpolitischen Umbrüchen der Jahre 1989-1991 zusammen. Die zum Abschluss dieses Jahrgangs unternommene Bilanz stand laut Editorial „vor dem Hintergrund einer Umwälzung des gesamten Koordinatensystems politisch-sozialer Analyse, aber auch politischer Orientierungen, wie sie seit der Periode zwischen 1917 und 1945 nicht mehr eingetreten ist.“ Die zum selben Anlass organisierte und in Heft 39/40 ebenfalls abgedruckte Podiumsdiskussion freilich nahm auf diesen Umbruch noch kaum Bezug, sondern bezog sich eher auf die Debatte über das „Ende der Dritten Welt“ und die notwendige Integration ökologischer Fragestellungen bis hin zur Sinnfrage menschlichen Lebens angesichts der Gefahr der Selbstzerstörung von *homo sapiens sapiens*.

Aus der Rückschau lässt sich hier ein Spannungsbogen erkennen, der freilich bisher nicht ausdrücklich thematisiert wurde: Im folgenden Jahrzehnt standen neben der Fortschreibung der Debatte, die über Instrumente, aber auch die Soziologie der Entwicklungszusammenarbeit bis hin zur nachdrücklichen Integration der Umweltproblematik oder auch zur Behandlung sozialer Sicherungssysteme reichte, das Aufgreifen der neuen Themen und Gefahren, insbesondere der Kriegsgefahr, aber auch der immer stärker in den Vordergrund drängenden Ethnizitätsproblematik und schließlich auch Anläufe zu neuen theoretischen Konzeptionalisierungen, die ausgehend von Einsprüchen gegen die Verknüpfung der Diagnose vom Ende der Dritten Welt mit einer Revitalisierung der Modernisierungstheorie nach Möglichkeiten fragten, „globale Entwicklung“ oder „Weltgesellschaft“ theoretisch in den Griff zu bekommen.

Diese inhaltlichen Entwicklungen lassen sich hier nur andeuten. Sie überschritten sich mit wesentlichen Veränderungen in der Organisation und Arbeitsweise des Projekts. Nach über zehn Jahren, in denen die Redaktionsarbeit ganz ohne bezahlte Arbeit geleistet wurde, erschien es unausweichlich, ein kleines Redaktionsbüro zu schaffen. Dies bedeutete ein höheres Maß an Zentralisierung der Arbeit, als dies den basisdemokratischen Vorstellungen der Anfangsphase

entsprach. Inzwischen ist es hier zweimal zu einem personellen Wechsel gekommen, und insgesamt bedeutet dies einen wichtigen Beitrag zur Verstetigung und Professionalisierung. Ähnliches gilt für die Anbindung an einen Verlag, zu der wir uns noch später entschlossen haben und die ebenfalls eine *trial-and-error*-Phase erforderte. Damit ging einerseits eine gewisse arbeitsmäßige Entlastung der Redaktion einher, es kam aber auch zu neuen Anforderungen an Verbindlichkeit, was genaue Publikationstermine und verbindliche Planungsvorgaben für die Schwerpunktthemen angeht.

Über diese teilweise als einschneidend empfundenen Veränderungen hinweg hat die Redaktion an einigen wichtigen Prinzipien festgehalten, vor allem an der intensiven Diskussion der Beiträge, für die unabhängig von den Möglichkeiten der Kommunikation durch Email die für jedes Heft stattfindenden Redaktionskonferenzen an wechselnden Orten unverzichtbar bleiben. Sie orientieren sich nach wie vor an der Praxis thematischer Schwerpunkte für die einzelnen Hefte, die sich früh als sinnvoll für die Strukturierung der Redaktionsarbeit erwiesen hat, aber auch am ehesten eine Förderung des Einzelverkaufs der Hefte verspricht.

An der Arbeitsweise der Redaktion hat auch das anonyme Begutachtungsverfahren nichts Grundlegendes geändert, wenn es auch zusätzlichen Aufwand bedeutet. Wie ein Kollege auf die Anfrage, ob er Interesse an einer Mitarbeit in dem im Vorfeld der Einführung des *Review*-Verfahrens geschaffenen Beirats habe, bemerkte, hatte PERIPHERIE sich schon immer durch die intensive Auseinandersetzung mit den Beiträgen in der Redaktion von anderen Zeitschriften abgehoben. Dennoch hat diese Neuerung der Redaktionsarbeit eine zusätzliche und oft sehr nützliche Dimension hinzugefügt: die Sicht aus der Perspektive von an der direkten Redaktionsarbeit weitgehend Unbeteiligten. Der große Kreis derjenigen, die sich für den Beirat zur Verfügung stellen, glauben wir auch als Hinweis darauf lesen zu dürfen, dass die Zeitschrift wahrgenommen wird und dass Interesse an ihrem Wohlergehen besteht. Die inhaltliche Arbeit an der Gestaltung und Planung der Zeitschrift, die Möglichkeit, Diskussionen anzustoßen und sie mit dem durch den Zuschnitt vorgegebenen weiten Horizont zu führen, ist sicherlich der wesentliche Grund dafür, warum die Beteiligung an diesem Projekt für eine ganze Reihe von Leuten auch nach teilweise recht langer Zeit nach wie vor attraktiv ist. Hinzu kommen die oft ebenfalls über viele Jahre gewachsenen persönlichen Beziehungen und Freundschaften. Gerade dies hat es der Redaktionsgruppe manchmal nicht leicht gemacht, sich personell zu erweitern und vor allem, sich zu verjüngen. Es ist daher ein besonderer Grund dafür, die PERIPHERIE 100 zu begrüßen, dass sie bereits auf eine Reihe von Heften folgt, bei deren inhaltlichen Konzeption und redaktionellen Betreuung und Herstellung eine deutliche Veränderung und Verjüngung im Gesicht der Redaktion über die letzten zwei, drei Jahre auch inhaltlich Ausdruck gefunden hat.

Damit sind zugleich die Zukunftsperspektiven des Unternehmens angesprochen, das seinen ersten Ausgang von leicht abseitig scheinender Projektemacherei an etwas unwahrscheinlichem Ort vor 29 Jahren nahm und nun seit 25 Jahren kontinuierlich betrieben wird. Wie bereits angedeutet und wie auch in einigen weiteren Beiträgen dieses Heftes angesprochen: Die aktuelle personelle Erneuerung des Redaktionskreises, die eher eine Verjüngung ist als dass sie mit dem Rückzug langjährig Aktiver gleichzusetzen wäre, hat – zusammen mit einigen anderen, auch aus verlegerischer Sicht wünschenswerten Veränderungen an Profil und Erscheinungsbild – bereits dazu beigetragen, dass einige neue Themenbereiche erschlossen, andere, lange geplante endlich angegangen wurden. Für die erste Tendenz steht deutlich das Schwerpunktheft „Gouvernementalität“, für die zweite „Weltmarkt für Arbeitskräfte“, nachdem schon in den 1980er Jahren, leider ohne handfeste Folgen, immer wieder über die Notwendigkeit gesprochen worden war, sich (endlich) mit der „Peripherie Kreuzberg“ zu befassen.

Wenn Eva-Maria Bruchhaus sich im vorliegenden Heft fragt, warum die Probleme vor ihrer Haustür in Köln-Mülheim sie nicht genauso ansprechen wie durchaus vergleichbare, mit denen sie sich lange Jahre in verschiedenen Teilen Afrikas auseinander gesetzt hat, so steht sie damit offenbar nicht allein, sondern verweist auf ein wohl grundlegendes Problem, das durchaus auch als zentrale Herausforderung verstanden werden kann, die durch die Befassung mit (Arbeits-)Migration allein nicht abgetan sein kann: Die *teilweise* und tendenzielle Entregionalisierung von gesellschaftlicher Marginalität, ihr Einrücken in das, was wir als Zentren oder Metropolen zu bezeichnen gewohnt sind, ist offensichtlich eine große konzeptionelle Aufgabe, die uns zwingt, gesellschaftliche Wirklichkeit noch weit komplexer zu denken, als wir dies gewohnt sind.

Darüber hinaus geht es aber auch eben darum: um die Durchbrechung von Gewohnheiten des Denkens und wohl auch des Engagements und der Parteinahme, die mit der Revision von Begriffen und Theorieansätzen allein schwerlich zu leisten ist. Die ebenfalls in diesem Heft ausgetragene Kontroverse zwischen Wolfgang Hein und Gerhard Hauck leistet daher nicht nur einen – und sicher nicht den ersten! – Beitrag zur Verankerung der direkten Debatte in der PERIPHERIE, sie setzt sich zugleich mit einem zentralen Problem auseinander, das durch die Tendenz zur Entregionalisierung in den Vordergrund gerückt ist: wie wir einem immer stärker verflochtenen gesellschaftlichen Weltzusammenhang, in dem soziale Heterogenität weit stärker als zuvor ins Bewusstsein tritt, auf begrifflicher und theoretischer, letztlich aber auch auf der politischen Handlungsebene gerecht werden können. Die beiden hier einander gegenübergestellten radikalen Konzepte – freie Mobilität einerseits, Produktionsdemokratie andererseits – verweisen zugleich darauf, dass die Auseinandersetzung um Globalisierung und ihre Folgen wie zuvor schon die gesamte Debatte über Entwicklung *auch* meist im-

plizite gesellschaftstheoretische, methodologische und erkenntnistheoretische Grundsatzfragen betrifft, deren (kontroverse) Explikation ebenfalls Aufgabe einer Zeitschrift wie der *PERIPHERIE* sein kann und sollte – und im übrigen, etwa mit der Kritik am methodologischen Individualismus, schon war. Neben der Integration neuer Denkansätze und theoretischer Perspektiven, auch der Eröffnung neuer Themenfelder bleibt dies verstärkt eine der wesentlichen Aufgaben, an denen wenigstens in der zweiten Hälfte des ersten Jahrzehnts im gerade begonnenen Jahrtausend auch *PERIPHERIE* mitarbeiten sollte – zwar nicht den Länder-Bezug der Entwicklungsdebatte völlig aufzugeben, aber ihn immer stärker zu relativieren und zu ergänzen durch die beständige Rückbesinnung auf einen sich intensivierenden globalen Wirkungs-, wenn nicht Handlungszusammenhang.

Anschrift des Autors

Reinhart Köbler

r-koessler@gmx.de